

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 25 (1973)
Heft: 21

Artikel: Von der Schwierigkeit, TV-Journalist zu sein
Autor: Schellenberg, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-933490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KOMMUNIKATION + GESELLSCHAFT

Von der Schwierigkeit, TV-Journalist zu sein

Zum Beispiel «Antenne»

Über dem Inland-Informationsgefäß «Antenne» sind in den letzten Wochen wieder einmal Donnerwolken aufgezogen (vgl. Editorial in ZOOM-FILMBERATER 20/73). Ausgelöst wurde der Spuk durch den ominösen Supertitel «'Antenne' wird abgemurkst» im deutschhelvetischen Boulevardblatt. Die Fernseh-Pressestelle reagierte prompt: Zurzeit werde von den Programmverantwortlichen das Programm 1975 diskutiert. Dabei sei eine Vorverlegung der Tagesschau und eine Trennung der in der «Antenne» vereinigten Regionalnachrichten und regionalen Magazinbeiträge im Gespräch. Was in der Fernsehhierarchie Diskussion genannt wird, kennt man nachgerade zur Genüge. Doch greifen wir einen andern Punkt heraus, der – so nehmen wir an – in dieser Diskussion auch eine Rolle spielt: die Frage der Fernsehwerbung. Zwar wird herzhaft betont, die «AG für das Werbefernsehen» sei an dieser Diskussion nicht beteiligt. Wir bestreiten dies nicht. Doch halten wir in diesem Zusammenhang folgende Tatsachen für wesentlich: In den Jahren 1969 bis 1972 sank die Gerätebeteiligung der «Antenne» kontinuierlich. Erst durch die Verlegung von 19 Uhr auf 19.30 Uhr ab Juli 1972 stieg die Einschaltquote wieder an. Dagegen sank der Gesamt-Reichweiteerfolg des Werbe-Rahmenprogramms in den Jahren 1971 bis 1972 weiter ab. Die Beurteilung der Sendereihe durch den Zuschauer ist stabil; er hält sie für gut, obwohl sie ihn nicht konsonant (wie die Serienfilme), sondern dissonant-kritisch entlässt. Diese Dissonanz überträgt sich bei den Zuschauern wahrscheinlich auch auf den folgenden Werbespot. Auf Grund dieser Tatsachen machen verschiedene Werbefachleute keinen Hehl daraus, dass die «Antenne» nicht am rechten Platz stehe, weil sie die Werbewirksamkeit der Spots beeinträchtige. Den Werbeleuten wäre es daher mehr als recht, wenn die «Antenne» aus dem Rahmenprogramm herausfallen würde. Soweit unsere Beobachtung, die im Presse-disput über die «Antenne» unseres Erachtens zuwenig Beachtung fand. – Im Brennpunkt der Diskussion steht immer wieder Konzept und Gestaltung der «Antenne». Die Schwierigkeiten, mit denen «Antenne»-Journalisten zu kämpfen haben, kann man nur ahnen, wenn man die Beiträge kontinuierlich verfolgt. Wir haben deshalb ihren Leiter, Peter Schellenberg, gebeten, seine Sicht von den Schwierigkeiten des Fernsehjournalisten im Blick auf die «Antenne» darzulegen. Sepp Burri

Ein «Geschenk» der Technik

Das Auto hat dem Menschen Mobilität geschenkt, die Teflonpfanne macht das Braten leichter, der Ölbrenner das Kohlenschaufeln überflüssig, das Telefon entbindet von der Pflicht, Briefe zu schreiben. Die Technik steht im Dienste des Menschen, macht ihm das Leben leichter (abgesehen von negativen Folgen, die sich meist sehr viel später erst zeigen). Verständlich, dass wir von technischen Errungenschaften ein angenehmeres Leben erwarten, und wir sind auch bereit, einen Großteil unserer Arbeitskraft zum Erwerb dieser Annehmlichkeiten hinzugeben. Verständlich auch, dass wir den gleichen Anspruch, Erleichterung des Alltags, an das Fernsehen stellen. Oberflächlich gesehen, erfüllt das Fernsehen diese Aufgabe. Es bringt Ereignisse ins Haus, zu denen ich hätte hingehen müssen, wenn ich sie hätte sehen wollen. Nur, das Fernsehen bringt mich auch zu Ereignissen, zu denen ich gar nie hingegangen wäre, ja, die ich bewusst gemieden hätte, weil sie in mir vielleicht Konflikte ausgelöst, meinen Alltag komplizierter gemacht hätten.

Die Stunde der « Regisseure »

Diese Konfliktsituationen suchte die erste Fernsehgeneration, ganz besonders bei uns, zu vermeiden. Sie verstand das neue Medium primär als Instrument der Zerstreuung, als Ablenkung vom « grauen Alltag ». Man nannte sich denn auch vornehmlich « Regisseur »; Journalisten sind äusserst rar in der Ahnengalerie, und wenn man sie dennoch benötigte, wurden sie von aussen zugezogen. Journalisten, so schien man zu glauben, braucht höchstens die Tagesschau. Für die fernseh-journalistische Tätigkeit aber, die heute den Hauptharst der Eigenproduktionen umfasst, hat man bis jetzt nicht einmal eine Berufsbezeichnung gefunden. Man wich der journalistischen Tätigkeit aber nicht nur aus, sondern man kreierte, weil man offensichtlich eben doch nicht ganz daran vorbeikam, pseudo-journalistische Sendefässer, eine Art Aktualitäten-Unterhaltung. Sie hatte den Vorteil, dass sie, wenn sie vielleicht auch nicht interessierte, doch niemanden zu verärgern vermochte. Dazu war sie zu anspruchslos.

Die Journalisten kommen

Dieser paradiesische Zustand herrschte, durch einige Ausrutscher gestört, bis tief in die sechziger Jahre. Dann waren sie plötzlich da, die Journalisten. Warum, lässt sich hier nur schwer feststellen; ein Grund allerdings war sicher der Einfluss der bundesdeutschen Fernsehanstalten, die längst die journalistische Aufgabe der Television erkannt hatten. Einzelne Journalisten stiessen dabei bis in die Abteilungsleitungen vor, verdorrten dann aber meist recht schnell auf dem kargen Boden und resignierten. Doch der Einzug der Journalisten war nicht mehr aufzuhalten. Und da sie meist noch recht jung waren, fiel es ihnen weniger schwer, sich mit der Arbeitsweise des Fernsehens vertraut zu machen. Und wohl ebenfalls weil sie jung waren, gingen sie unbekümmerter und rücksichtsloser zu Werk, als es das Fernsehestablishment zu tolerieren bereit war. Interne Auseinandersetzungen waren die Folge.

Der Trick mit der Objektivität

Noch war am Bildschirm von diesen Aktivitäten recht wenig zu spüren. Wenn Journalismus betrieben wurde, war er mit dem Gütezeichen einer etablierten Persönlichkeit aus dem Zeitungs- oder Radio-Journalismus abgesichert, die die Moderation der Filme oder zumindest die Gesamt-Verantwortung übernahm. Die Macher blieben im Hintergrund. Aber auch dieser Zustand vermochte nicht lange anzuhalten; mit einem breiteren Angebot an Information wurde der einzelne, wenn auch für Fernsehverhältnisse immer noch anonyme Journalist, immer wichtiger. Jetzt wurde auch die Öffentlichkeit aufmerksam oder, besser gesagt, diejenigen Leute, die sich als Stimme der Öffentlichkeit ausgeben. Die Attacken wurden gezielter, härter und persönlicher vorgetragen. Jetzt ging es nicht mehr um das Fernsehen ganz allgemein, wie man es seit eh und je als Sündenbock benützte, sondern es ging um ganz bestimmte Mitarbeiter, und zwar ausnahmslos um Journalisten (wobei zu bedenken ist, dass in allen Abteilungen Journalisten arbeiten, nicht nur in der Information). Die Mittel waren einfach: einerseits die politische Verketzerung, andererseits das Aufstellen unerfüllbarer Forderungen. Die Schlagworte dazu hiessen: links und

Annemarie Schwyter verlässt die « Rundschau »

Die Auslandsredaktorin der « Rundschau », Annemarie Schwyter, verlässt das Fernsehen der deutschen und der rätoromanischen Schweiz auf Ende des Jahres 1973. Sie wird künftig als Auslandskorrespondentin für die SRG und einige Schweizer Zeitungen auf der Iberischen Halbinsel tätig sein.

objektiv. Man verlangte ganz brutal Objektivität, im vollen Bewusstsein, dass man Unmögliches verlangt. Treffen wollte man den Journalismus. Es ging nicht um guten oder schlechten Journalismus, es ging einfach um die unangenehmen Zeitgenossen, denen ein Fact wichtiger ist als der Kotau vor Prominenz. Es ging darum, dass hier Menschen ohne politische oder wirtschaftliche Karriere plötzlich an den vermeintlichen Hebeln der Macht saßen. Und sie sollten weg. Einmal mehr verdorrten einige, andere blieben.

Zum Beispiel die « Antenne »

Wenn hier die Rede auf die « Antenne » kommt, dann deshalb, weil sie mir als Leiter durch und durch bekannt ist und nicht etwa deshalb, weil ich sie als das Prunkstück journalistischer Arbeit ansehen würde. Die « Antenne » ist, wenigstens teilweise, ein Ergebnis der Auseinandersetzungen der Endsechzigerjahre. Lange bevor Hanspeter Danuser und ich diese Sendung übernahmen, war ihr journalistischer Auftrag und dessen Konzeption von den Mitarbeitern dieser Sendung, zu denen auch wir gehörten, formuliert und überarbeitet. Was noch fehlte, war die praktische Erprobung. Grundlage waren (und sind es noch heute) die journalistischen Grundsätze der Auswahl, der Wertung, der Recherche und der Ausführung. Dass diese Grundsätze nicht absolut anwendbar sind (Journalismus ist nun einmal keine Wissenschaft, wenn auch manche Leute so tun, als wäre er das), ist uns natürlich bekannt. Nur, journalistische Grundsätze können nun nicht einseitig für Menschen an Monopoldmedien übersteigert werden. Unmenschliches im wahrsten Sinne des Wortes kann man nicht plötzlich von einer einzigen Gruppe verlangen, Dinge, die man von den übrigen Journalisten nie verlangen würde. Der Erfolg davon ist nämlich nur negativ. Der in die Enge gedrängte Journalist versucht sich als der verlangte Super-Man auszugeben, denn Fehler zugeben wird von den politisch motivierten Gegnern nicht als Selbsterkenntnis gewertet, sondern als Eingeständnis der Unfähigkeit, als Grund der Eliminierung. Dadurch entsteht beim Zuschauer noch stärker der Eindruck, dass das, was am Bildschirm kommt, objektiv, die nackte Wahrheit sei. *Diese* Entwicklung ist fatal. Sie erst macht den Zuschauer zu einem dummen, unkritischen Zuschauer. Anstatt nach Objektivität zu schreien, muss der Zuschauer über die Arbeitsweise des Journalisten aufgeklärt werden, und vor allem muss der Journalist seine Arbeit als *Beruf* betrachten, als Auftrag, der nur mit viel Wissen und Sorgfalt ausgeführt werden kann.

Dieses Wissen und diese Sorgfalt können allein durch Erfahrung erworben werden. Sie haben sicher da und dort gefehlt, als die « Antenne » mit ihrem neuen Konzept antrat. Die Tatsache aber, dass immer nach journalistischen Grundsätzen gearbeitet wurde, mit mehr oder weniger Erfolg, macht den Vorwurf der bewussten Verfälschung unglaubwürdig. Er ist eine böswillige Unterstellung, für die kein einziges stichhaltiges Argument angeführt werden kann. Erfahrung aber kann man nur langsam sammeln, und Erfahrung muss wohl oder übel vom Arbeitgeber ermöglicht werden. Sie wird ermöglicht, mit einem Haken allerdings: Was praktisch gearbeitet wird, muss in den meisten Fällen notgedrungen auch auf den Bildschirm. Denn erstens ist Fernseharbeit teuer, zweitens herrscht Personalmangel und drittens können Ereignisse nicht einfach übergangen werden, weil sie nicht ganz geglückt umgesetzt wurden. So einfach wie das Umschreiben eines Zeitungsartikels sind Korrekturen an einem Filmbericht nicht. Hier könnten sich einmal diejenigen versuchen, die so laut « Manipulation » rufen. Sie würden wohl Bauklötze staunen, wie wenig da zu machen ist.

Die journalistische Fixierung hat aber momentan auch negative Folgen. Die Grundsätze sind diejenigen der geschriebenen seriösen (ich möchte sagen, der journalistischen) Presse; sie sagen deshalb nichts aus über das Bild. Die Gestaltungsmittel, die spezifischen Möglichkeiten des Fernsehens, kommen dabei eindeutig zu kurz. Zu schnell kommt der Vorwurf, etwas sei « unjournalistisch », weil es der Journalist

wagte, einmal etwas anderes zu machen, als Text zu bebildern. Denn viel mehr noch als der Text ist das Bild interpretierbar. Wenn ich zwanzig sage, dann weiss jeder, was damit gemeint ist. Zeige ich aber zwanzig Menschen auf einem Bild und nenne die Zahl nicht – dieses primitive Beispiel sei hier erlaubt –, wird der eine sagen: «Ich habe den Eindruck von viel mehr Menschen», der andere das Gegenteil. Und niemand wird ihnen schlüssig beweisen können, dass sie diesen Eindruck nicht haben. Der Fernseh-Journalist wird sich also vorerst hüten, Stilmittel einzusetzen, die nicht eindeutig interpretiert werden können; zu aufreibend ist nämlich heute schon der Kampf um einzelne Wörter. Dass damit ein wesentlicher Bestandteil der Fernseharbeit auf der Strecke bleibt, ist ebenso bedauerlich, wie es sicher ist, dass dieser Zustand noch lange Zeit andauern wird.

Peter Schellenberg

FILMKRITIK

The Offence (Sein Leben in meiner Gewalt)

Grossbritannien 1972. Regie: Sidney Lumet (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 73/313)

Wegen einer Rolle in Sidney Lumets «The Hill» hat Sean Connery seinerzeit seine James-Bond-Karriere unterbrochen. In dem neuen Film Lumets ist er nun auch Produzent; und als Hauptdarsteller hat Lumet ihm eine Rolle gegeben, die ihm wie auf den Leib geschneidert ist: die des schnauzbärtigen Polizeisergeanten Johnson, der eine Serie von Vergewaltigungen minderjähriger Mädchen aufzuklären hat, mit grossem Engagement an die Arbeit geht und, als nach langem erfolglosem Suchen endlich ein Verdächtiger festgenommen wird, diesen Mann während des Verhört umbringt. Von diesem Mord erfährt man gleich zu Anfang, noch vor den Titeln, in einem Vorspann. Wie es zu diesem Mord gekommen ist, dem Motiv, dem Hergang und den Ursachen, dem spürt der Film nach. Der Blick auf die volle Wahrheit wird erst ganz am Ende freigegeben, und bis dahin ist daraus ein sehr kompliziert gebauter Film mit einem sehr zerstückelten logischen und chronologischen Handlungsablauf geworden. Der Bauplan dieses Films gleicht einem Puzzle, das an manchen Stellen schon recht deutlich das fertige Bild oder zumindest grosse Teile davon erkennen lässt, bei dem aber überall noch weisse Stellen sind, kleine Teile fehlen, die mühselig gesucht und an der richtigen Stelle eingesetzt werden müssen.

Nach jenem erwähnten Vorspann wird breit von der Fahndung berichtet, von der Festnahme des Verdächtigen, vom Verhör, das so plötzlich mit dem Mord und mit der vorläufigen Entlassung des Mörders aus dem Polizeidienst endet: Das ist so eine Puzzlefläche, die schon fertig erscheint, in der der Regisseur aber ganz bewusst kleine Lücken offengelassen hat, nicht nur die Chronologie manipulierend, sondern auch die Detektivanstrengungen des Zuschauers. Überdies fängt Lumet nach diesem ersten Block völlig von vorne an. Ein langes Gespräch zwischen Johnson und seiner Frau legt einen Teil der Ursachen dar, die zur Katastrophe des Mordes, des Versagens als Polizist geführt haben. Ein zweites langes Gespräch, ein Verhör Johnsons durch einen Vorgesetzten, der die Untersuchung leitet, rundet das Bild: Der Polizist ist nicht fertig geworden mit dem, was sein Beruf von ihm verlangte, nicht mit den Bildern, die er sich ansehen musste, Bildern von Gewalt, Blut und Verbrechen. Sexuelle Frustration und Einsamkeit kommt dazu; dass kein Partner da war, dem gegenüber er sich solche Bilder hätte von der Seele reden können.

Aber auch das ist noch nicht die ganze Wahrheit, liefert noch nicht letzte Erklärung.